

Kapitel 1

1675

Ich bin Robert. Ich wurde im Jahr 1675 in der vom Bergbau groß gewordenen Stadt Annaberg als zweites Kind des Bergmanns Adalbert und seiner Frau Lotte geboren. Die Stadt war Teil des Kurfürstentums Sachsen im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Wir wohnten in einem kleinen Häuschen im benachbarten Dorf Buchholz unmittelbar neben einem im Schlosspark gelegenen Teich und lebten in einfachen bürgerlichen Verhältnissen. Vater war viele Jahre selbst in die Gruben der Gegend gefahren und hatte Erz aus den Bergen der Umgebung geholt. Das Silber, das die Stadt Annaberg einst so großgemacht hatte, war schon längst nicht mehr in solchen Mengen zu finden, dagegen wurden andere Mineralien aus den Bergen um Annaberg abgebaut. Nicht weit von unserem Häuschen entfernt lag das Dorf Frohnau mit dem Schreckenberg, einst der erste Fundort des begehrten Silbers, wodurch es Ende des 15. Jahrhunderts zum sogenannten »Berggeschrey« kam. Tausende Menschen suchten ihr Glück und siedelten sich in der »Neuen Stadt am Schreckenberg«, dem späteren St. Annaberg, an, um das begehrte Erz zu bergen und sich einen kleinen Reichtum zu schaffen.

Der kleine Ort platzte aus allen Nähten, am Hang des Berges mit seiner höchsten Erhebung, dem Pöhlberg, entstand Anfang des 16. Jahrhunderts die zweitgrößte Stadt Sachsens nach Freiberg. Viele bekannte Lehrmeister und Forscher siedelten sich hier an, so auch der Rechenmeister Adam Ries, der neben seiner Tätigkeit als Rechenmeister auch zum Bergbeamten und zum Wächter über die Brotordnung aufstieg. Seine Nachkommen sollten eine nicht unbedeutende Rolle in meinem Leben spielen. Unterhalb des sich immer weiter ausdehnenden Ortes entstand aus Platzmangel eine weitere Bergbausiedlung, St. Katharinenberg im Buchholz, dem späteren Buchholz, das im Jahre 1539 als »Städtlein« bezeichnet und anerkannt wurde. Die Siedlungsründung ging mit einigen Glaubensauseinandersetzungen einher. So gehörte Buchholz zum ernestinischen Sachsen, in dem schon recht früh die Reformationsgedanken vorherrschten, während Annaberg zum albertinischen Sachsen gehörte und katholisch blieb. Viele Annaberger gingen heimlich nach Buchholz zu den evangelischen Predigten, bis auch Annaberg Mitte des Jahrhunderts evangelisch wurde.

Das Berggeschrei am Schreckenberg hielt nur wenige Jahre an, da versiegten die Silberquellen und der Bergbau musste sich um den Abbau anderer Mineralien bemühen. Die Stollen erreichten immer größere Tiefen, der Ausbau dieser Stollen erforderte größere Sicherungsmaßnahmen, Unfälle und Einstürze von Stollengängen

waren an der Tagesordnung. Bergarbeiter zogen weiter in lohnendere Gegenden und die entstandene große Stadt verlor rapide an Einwohnern. Hinzu kam der verheerende Stadtbrand vom 27. April 1604, in dessen Folge viele ihre Lebensgrundlage und ihr Hab und Gut verloren und ebenfalls die Stadt verließen.

»Das Jahr 1604 war für Annaberg das Schrecklichste; denn am 27. April desselben, mittags 1 Uhr, brach bei starkem Winde in der Wolkensteiner Gasse ein Feuer aus, das in kurzer Zeit beinahe die ganze Stadt einäscherte. Innerhalb 12 Stunden waren 700 Häuser ein Raub der verzehrenden Flammen geworden...Der Volksmund sagt, es seien nur noch 7 Häuser stehen geblieben, an der jetzt nach ihnen benannten Gasse.

So war die Blüte Annabergs jäh zerstört, und nur langsam erholte sich die Stadt aus dem Trümmerhaufen ihres Glücks. Eine Reihe von Jahren ging dahin, ehe Annaberg aus Schutt und Asche neu erstand.«

(Zitat aus der Festschrift zur 400-jährigen Jubelfeier der Stadt Annaberg)

Die alten Grabungsstätten wie »Himmlich Heer«, »Weinstock«, »Margaretenstollen« oder »Morgenrot« vergammelten, wurden zu Abenteuerspielplätzen von Kindern. Der dreißigjährige Krieg, der mit dem Prager Fenstersturz vom 23. Mai 1618 begann und auch das Erzgebirge in Mitleidenschaft zog, verschlimmerte den Zustand der Zechen weiter. Die verschiedenen Heere, die durch das Gebirge zogen oder in Annaberg Quartier bezogen, stürzten Annaberg durch Raub, Plünderungen und Brandstiftung in den Ruin. Sicherungsvorrichtungen der noch begehbaren Stollen wurden herausgerissen und verbrannt. Die Folge waren Einstürze der wenigen verbliebenen Einrichtungen des ehemals stolzen Bergbaus im Raum Annaberg und Frohnau.

Der »Westfälische Frieden« beendete 1648 den verheerenden Krieg. Er hinterließ eine Spur der kompletten Verwüstung und Verarmung der meisten Städte und Dörfer. Die Gruben im Raum Annaberg blieben verwahrlost zurück, Hütten waren verlassen oder abgebrannt und mussten in den Folgejahren mühsam neu errichtet werden. Langsam begann der Bergbau wieder in Fahrt zu kommen, auch wenn es nur noch wenige Gruben gab, der einen Betrieb lohnte.

Barbara Uthmann schließlich war es zu verdanken, der Stadt nach dem Verlust des Hüttenwerkes Grünthal nach dem Tod ihres Mannes durch den Aufbau einer kleinen Textilindustrie, der Herstellung von Borten, wieder Auftrieb zu verleihen. Neuansiedlungen und Restaurierungen verfallener Bergbauhäuser waren die Folge. Frauen füllten zunehmend die Fabriken der neuen aufstrebenden Unternehmerin. Die Orte Annaberg, Buchholz und Frohnau wuchsen allmählich zusammen.

Rita war zehn Jahre vor mir geboren, als die Eltern gerade einmal achtzehn Jahre alt waren. Sie wurden von ihren Familien verstoßen und fanden bei Lottes Freundin eine kleine Kammer, in der sie zunächst für einige Zeit wohnen konnten. Die folgenden Jahre schufteten beide, er im Bergbau, sie als Haushalthilfe und in einigen der überall entstandenen kleinen Textilbetriebe bis spät in die Nacht, um sich eine

eigene Bleibe zu schaffen. Der Bergmeister war ein guter Freund von Vater, er half ihm, wo er konnte und bot ihm fünf Jahre später das kleine Häuschen seines Oheims an, der gerade gestorben war. Er selbst hatte keine Verwendung dafür, zudem war das Gebäude ziemlich heruntergekommen und baufällig. Meinen Eltern war das egal, sie reparierten es notdürftig und bettelten sich Haushaltgegenstände zusammen, sodass schon bald ein Heim für die drei entstand. Jetzt ging es endlich bergauf, Vater wurde befördert und verdiente fast doppelt so viel Geld als vorher. Es reichte sogar, um das Haus endgültig abzubezahlen und zu erneuern. Mutter konnte sich nun um den Haushalt und um Rita kümmern, bis dieser unsägliche Unfall geschah. Das passierte in einem schlecht gesicherten Stollen zu Frohnau und führte dazu, dass Vater beinahe ein Bein verlor. Von einem auf den anderen Tag brach der Traum der drei zusammen, es fehlte Geld für alles, allein Mutter war es zu verdanken, dass die Familie nicht zerbrach. Während der Zeit der Genesung arbeitete sie in einer nahe gelegenen kleinen Handwerksfabrik, die geklöppelte Spitzen herstellte. Damit schuf sie die Grundlage für den Erhalt unseres Hauses und dem Überleben unserer kleinen Familie. Nach einem Jahr der Genesung hatte Vater das große Glück, einen Posten als Haspelmeister zu bekommen, der so viel Geld einbrachte, dass wir das schon verloren geglaubte Häuschen behalten konnten.

Zu allem Überfluss kam ich am 6. Juni 1675 zur Welt.

Rita und ich waren die meiste Zeit auf uns selbst gestellt, schon wenige Wochen nach meiner Geburt ging Mutter wieder zur Arbeit und kam erst spät nach Hause. Vater sahen wir kaum noch, entweder er beaufsichtigte die Stollen oder er hatte die Abrechnungen der Grube zu erledigen.

Rita war ein fröhliches Mädchen, ständig sang sie oder plapperte mir Geschichten vor, die ich erst nicht verstand, aber bereits mit drei Monaten begriff, worüber sie sprach. Ständig war sie um mich, zog mich mit dem kleinen Handwagen, in dem ich immer lag, überall hin zu ihren Freundinnen, die ebenfalls auf mich einsprachen, als ob ich einer ihrer Freunde wäre. Als Klara, Ritas allerbeste Freundin, eines Tages ein kleines Beutelchen Süßzeugs aus ihrem Kleidchen hervorholte und Rita und Elfriede etwas davon anbot, rief ich mit aller Kraft: »Ich auch!« Was hatte ich nur getan? Noch nie war mir bewusst geworden, dass ich sprechen konnte. Noch nie hatte ich es probiert. Ich erklärte es mir in dem Moment damit, dass Rita eben ständig auf mich einsprach und ich dadurch die Worte in meinem kleinen Kopf bereits gespeichert hatte. Es dauerte eine Weile, bis Elfriede schrie:

»Wer war das?« und mit aufgerissenen Augen auf mich in meinem Wagen blickte.

Ich schaute ganz unschuldig zurück. Ich konnte es gar nicht gewesen sein, ich war ja erst drei Monate auf der Welt.

»Rita, dein kleiner Bruder spricht! Habt ihr das nicht gehört?«

Rita stand mit halboffenem Mund da, starrte entsetzt auf das Wägelchen und mich, hielt ihre Süßstange in der Hand und bekam kein Wort über die Lippen. Klara war zur Seite gesprungen, als hätte sie der »Bubanst« gestreift. So nannten die

Bergmänner die für sie unerklärlichen Erscheinungen oder Gespenster. Rita kam jetzt zu mir:

»Robert, hast du gerade eben gesagt, dass du auch was von unseren Süßigkeiten willst?« »Ja«, antwortete ich und ergänzte: »Schlimm?« und zog eine vollkommene Unschuldsmiene, sodass meine Schwester anfang, sich zu schütteln und zu lachen, bis ihr die Luft ausblieb.

Klara kam von ihrer Fluchtposition zurück, schaute ungläubig zu mir und fragte mich:

»Du bist zu klein, um sprechen zu können!«

Ich entgegnete ihr nur:

»Warum?«

»Weil sich das nicht gehört, ein kleiner Junge schreit, wenn er Hunger hat oder eingesch ... hat, aber er spricht nicht!«

Das war wohl etwas falsch, denn Rita schaltete sich ein:

»Schimpf mal nicht so mit meinem kleinen Bruder, das lässt sich sicher erklären.«

Elfriede war aber jetzt neugierig geworden und fragte mich jetzt ganz gezielt:

»Robert, kannst du verstehen, was ich erzähle?«

»Du erzählst ja gar nichts.«, erwiderte ich.

»Na gut, dann beantworte doch mal meine Frage: Bei wem sind wir hier?«

»Bei Klara, der besten Freundin von Rita. Warum schimpft sie mit mir?«

Die drei Mädchen steckten ihre Köpfe zusammen und tuschelten etwas, was ich nicht verstehen konnte. Kein Wunder, hatten sie mir doch zwei dicke Kissen auf jeder Seite meines Kopfes in den Wagen gesteckt. Jetzt kamen sie alle drei an meinen Wagen heran und schauten mich ernst an.

»Hör mal, Robert«, fing Rita an, »das behalten wir für uns, niemand darf wissen, dass du sprechen und verstehen kannst außer uns, hörst du?«

»Ja, aber...?«

»Nein, nix aber, du darfst das niemandem zeigen, du bist zu klein, das würden die Leute nicht verstehen und dich verdammen!«

»Hast du das verstanden?«

»Nein, aber ich will es so machen, wie du sagst.«

»Gut«, sagte Rita und ging mit ihren Freundinnen ein Stück von mir weg und flüsterte ihnen zu:

»Ist das für euch auch klar? Zu niemandem ein Wort!« Elfriede meinte nur:

»Das wird früher oder später sowieso rauskommen.«

»Ja, aber bis dahin halten wir alle die Klappe!«

»Bekomm' ich jetzt meine Stange?«, rief ich.

»Hab' ich dir nicht gesagt...«

»Ja, ist ja niemand da außer euch!«, entgegnete ich und schmolte.

Den Rest des Tages hielt ich den Mund und ließ mich von den drei Freundinnen im Wagen durch die Gegend ziehen, die sich aus meinen Augen sehr verändert hatten.

Ich hielt mich an die Absprache, aber schon beizeiten wurde meinen Eltern klar, dass mit mir etwas nicht stimmte. Während meine körperliche Entwicklung zurückblieb, entwickelten sich die geistigen Fähigkeiten schneller als bei anderen Kindern. Das hieß, ich war mit sechs Monaten noch immer nicht gewachsen, ich maß weniger als 60 Zentimeter. Drei Monate hielt ich mich an die Abmachung mit Rita, dann aber platzte es aus mir heraus und ich mischte mich mit ganzen Sätzen in die Diskussionen meiner Eltern ein.

Ihre Reaktion war dieselbe wie bei Rita und ihren Freundinnen. Nun war es raus. Auch die Eltern baten mich inbrünstig, ich solle um Gottes Willen niemals ein Wort sprechen außerhalb unseres Hauses.

»Was machen wir bloß mit unserem Jungen, er spricht, aber wächst und wächst nicht. Gibst du ihm genug zu essen?« fragte mein Vater fast täglich die Mutter.

»Ja, sicher, er isst uns die Haare vom Leibe, bald reicht das Geld nicht mehr, um ihn zu ernähren.«

Darauf erwiderte ich:

»Stimmt, ich habe immer Hunger!«

Vater meinte: »Ich werde mich bei einem mir bekannten Manne erkundigen, der sich mit Krankheiten auskennen soll.«

Gesagt, getan. Da sich die Situation nicht änderte und ich nach weiteren sechs Monaten nur zwei, drei Zentimeter wuchs, ging Vater mit mir zu Bonifatius, einem Gelehrten der Kirche, der schon vielen Leuten geholfen hatte. Er sah mich an, untersuchte meinen Leib, schaute mir tief in die Augen und fragte mich unumwunden:

»Kannst du mir sagen, in welchem Jahr wir leben?«

»1676! Ein Jahr ist seit meiner Geburt vergangen«, antwortete ich ohne zu zögern.

Bonifatius erschrak ob der klaren Antwort eines 65 Zentimeter großen, äußerlich wie ein Säugling aussehendem Wesen. Fragend schaute er Vater an und meinte:

»Seit wann kann dein Sohn sprechen?«

»Das macht er erst seit ein paar Wochen«, log Vater.

Bonifatius schaute in ein paar Bücher, schüttelte immer wieder sein graues Haupt und meinte nach gefühlter Ewigkeit schließlich zu meinem Vater:

»Bei ihrem Sohn handelt es sich um eine wundersame Krankheit, die dazu führt, dass er nur alle zehn Jahre um ein Jahr altert gegenüber einem normalen Kind, aber sein Gehirn scheint sich dem gegenüber durchaus schneller zu entwickeln.«

Viel konnte mein Vater nicht mit diesen Aussagen Bonifatius' anfangen, noch immer konnte er sich diese Abnormalität nicht erklären. Hieß das, dass Robert in zehn Jahren lediglich die Größe eines Einjährigen erreicht haben würde, aber die Auffassungsgabe eines Zehnjährigen hätte? Wie sollte er das seiner Frau erklären? Ich half ihm aus der Verlegenheit:

»Lass mich das Mutter erklären.«

»Wie willst du das machen?«, fragte Vater sichtlich verwirrt und schaute mich fragend an.

»Ich weiß doch am besten, wie es mir geht. Ich kann zwar noch nicht laufen, aber ich merke mir alles, was um mich herumgesprochen wird und kaun, dass ich etwas gehört habe, weiß ich, worum es geht und kann darüber sprechen.«

Mit dieser Aussage und der Einschätzung von Bonifatius zog er mich, tief in Gedanken versunken, mit meinem Wägelchen nach Hause. Auf dem Weg sagte ich keinen Mucks, obwohl es mich danach drängte, meinen Gedanken freien Lauf zu lassen und Vater zu beruhigen. Mutter empfing uns mit Ungeduld.

»Was hat Bonifatius gesagt?«

»Das lass dir mal von deinem Sohn selbst erzählen«, bezog sich Vater auf mein Versprechen.

»Also, das ist so«, begann ich umständlich zu faseln, »ihr werdet euch daran gewöhnen müssen, dass ich nicht sehr schnell wachsen und auch nicht so schnell älter werde, aber das macht gar nichts, dafür kann ich viel länger meine Sachen anziehen und ihr müsst euch keine Gedanken machen, ob Geld dafür übrig ist.«

»Ja, aber wie lange wird es denn dauern, bis du größer wirst?« fragte Mutter besorgt.

»Der Mann hat gesagt, es könnte zehn Jahre dauern, bis ich die Größe eines Einjährigen erreiche.«

»Oh, Gott, wie sollen wir das den Leuten beibringen?«

Darauf konnte ich zunächst keine Antwort geben, sagte dann aber beruhigend: »Die werden sich schon noch daran gewöhnen.«

»Das heißt, wenn du deinen fünften Geburtstag haben wirst, sind wir beide achtundsiebzig Jahre alt oder leben vielleicht schon nicht mehr!«

Mutters Augen weiteten sich, wie ich es noch nie bei ihr gesehen hatte und die Tränen kullerten wie Sturzbäche ihr Gesicht herunter. Selbst Vater konnte nicht an sich halten und wischte sich verstohlen die Tränen aus den Augen.

»Ihr braucht doch nicht traurig sein, bald kann ich laufen und kann euch bei den täglichen Arbeiten helfen«, versuchte ich meine Eltern zu trösten.

Das ging nach hinten los und Mutter schluchzte nur noch trauriger als vorher und nahm mich ganz zu sich an ihren Körper.

In der Folgeweche startete ich mit Ritas Hilfe meinen ersten Versuch zu laufen. Es klappte auf Anhieb, warum nur hatte ich es noch nie probiert? Immer hoben die Eltern und auch Rita mich aus dem Bett oder meinem Wägelchen und legten mich auf den Fußboden oder auf eine Decke, ohne dass ich auf die Idee gekommen wäre, aufzustehen. Ich war begeistert! Sah ich doch die Welt jetzt aus einer ganz anderen Perspektive! Ich konnte meiner Schwester in die Augen schauen, auch wenn ich etwas nach oben blicken musste, aber sofort bekamen unsere Gespräche eine andere Richtung, sie sprach jetzt mit mir fast so wie mit ihren Freundinnen! Ich konnte am Tisch auf einem normalen Stuhl mit einem dicken Kissen sitzen und mich mit allen unterhalten.

Bald bekamen wir Besuch von unserem Oheim, dem wir das Haus zu verdanken hatten. Mutter hatte ihrem Bruder Jakob nicht gesagt, was sie bedrückt und war erstaunt, warum er uns nicht besuchen sollte. Er wusste natürlich noch nichts von meinen Besonderheiten. Er war nur höchst erstaunt und überrascht, als ich ihm entgegenlief und ihm aus meiner Zwergenperspektive die Hand entgegenstreckte und verständlich zu ihm sagte:

»Guten Tag, Onkel Jakob!«

»Donnerwetter, das hätte ich nicht erwartet. Wie alt ist euer Robert gleich noch mal?«

»Na, eigentlich ein Jahr, aber das müssen wir dir in aller Ruhe erzählen, setz dich erst mal hin und trink einen Tee mit uns.«

Es war der erste Mensch außerhalb unseres Hauses, Ritas Freundinnen Elfriede und Klara mal ausgenommen, der von unserem Geheimnis erfahren sollte. Vater erzählte die ganze Geschichte, Mutter fing immer wieder an zu schluchzen, ich ergänzte, wo es nötig war.

»Ja, das ist doch aber ein Glücksfall!« rief der Oheim aus. »Wenn er so gut sprechen kann, dann halte ich es durchaus für möglich, dass noch ganz andere Wunder in euerem Robert stecken!«

»Wie meinst du das«, fragte Vater.

»Habt ihr ihm schon einmal Zahlen vorgelegt oder ihm etwas zu Lesen gegeben?«

»Nein, das hat sich noch nicht ergeben. Warum?«

»Na, dann holt schnell einen Bleistift und ein Blatt Papier!«

Rita sauste wie der Wind hinaus und brachte beides aus unserem Zimmer. Jakob zeichnete zunächst drei Striche auf das Blatt.

»Robert, wie viele Striche siehst du hier?«

Da ich ihn beim Zeichnen beobachtet hatte, antwortete ich, noch bevor er die Frage zu Ende gestellt hatte:

»Drei!«

»Sehr gut.« Jetzt zeichnete er zwei weitere Striche hinzu, die sich aber waagerecht zu den anderen kreuzten.

»Und jetzt? Wie viele Striche sind jetzt auf dem Blatt zu sehen?«

»Na fünf!« antwortete ich ohne zu überlegen.

»Na gut, wir gehen einen Schritt weiter.«

Jetzt zeichnete er eine Eins auf das Blatt. Ich antwortete, ohne gefragt zu werden.

»Das ist eine Eins!«

Jakob zeichnete eine Fünf aufs Blatt und schaute mich erwartungsvoll an.

»Eine Fünf!« schoss es aus mir heraus.

»Wie kannst du die Zahlen so gut erkennen?« fragte Jakob erstaunt.

Ich antwortete: »Ich schaue immer auf die Blätter von Vater, die er mit nach Hause bringt und beobachte ihn dabei, wie er die Zahlen untereinander schreibt und laut spricht, wenn er sie zusammenrechnet. Das hab´ ich schon sehr oft gemacht und mir dabei eingeprägt, wie das mit den Zahlen geht.«

»Was habt ihr da für ein Genie!«, rief unser Oheim aus.

Mutter machte Jakob darauf aufmerksam, dass ich leider nicht sehr schnell wachsen würde wie andere Kinder.

»Na und! Bei einer solchen Begabung ist das völlig nebensächlich! Nicht mehr lang und er kann als Rechenmeister im Bergamt zu Annaberg anfangen!«

***Das war der erste Teilabschnitt des ersten Kapitels des ersten Bandes.
Freut euch auf noch mehr Leseproben .***